

nem suizidalen, brutalen Verstümmelungsakt ihres besseren Teiles entledigt. Vor diesem verneigen wir uns nun.“

Eine zweite Momentaufnahme widmet sich nach dem Pfad des Exils dem Nachkriegsjahr 1955. „Da geht es darum, was aus den Exilierten geworden ist“, sagt Stölzl. „Kaum jemand ist zurückgekommen, vor allem bei den jüdischen Vertriebenen.“ Von den politischen Exilanten, vor allem Angehörige der Linken, ist immerhin ein Drittel zurückgekehrt. „Willy Brandt ist da ein Beispiel“, erinnert Stölzl. „Die Kommunisten kehrten überwiegend in die DDR zurück. Im Westen halfen die Remigranten beim „Reeducation“-Programm: dem Aufbau demokratischer Medien und Institutionen.“

Willy Brandt ist auch ein Beispiel dafür, welche Stimmung den Exilantinnen und Exilanten nach ihrer Rückkehr entgegenschlägt. Stölzl erinnert sich noch gut an den ersten Wahlkampf mit Brandt als Kanzlerkandidat der SPD 1961. „Die Union hat ihn damals als Emigranten verunglimpft. Man appellierte an ein gängiges Vorurteil: Das war ein gängiges Muster: Wo wart ihr denn, als wir den Kopf hingehalten haben?“ Damals sagte CSU-Ikone Franz Josef Strauß in Vilshofen: „Eines wird man doch aber Herrn Brandt fragen dürfen: Was haben Sie zwölf Jahre lang draußen gemacht? Wir wissen, was wir drinnen gemacht haben.“

Insgesamt 40 Millionen Euro wird das Museum kosten, davon entfallen 27 Millionen auf den Bau. Vor seinem Besuch in der taz-Kantine hat Stölzl den Berliner Kultursenator Klaus Lederer besucht.

„Der Entwurf ist wie eine Brücke von der Vergangenheit in die Gegenwart“

Clara Herrmann, Kulturstadträtin

„Aber er hat kein Geld“, bedauert Stölzl. Aber das bringt ihn nicht aus dem Konzept. Zwar hofft er, dass der Bund und das Land einmal in die Finanzierung der laufenden Kosten einsteigen. Doch das Exilmuseum ist für ihn vor allem eine bürgerschaftliche Initiative. „Wenn es staatlich gewesen wäre, hätte es lange gedauert“, lächelt er. „Wir sind so utopisch, dass wir sagen: Wir wollen 2025 eröffnen.“

Die Flucht ging gerade noch einmal gut. In der Nacht des Reichstagsbrands packt Bertolt Brecht das Nötigste zusammen. Während die Gestapo seine Wohnung durchwühlt, ist er schon am Bahnhof und setzt sich in den Zug. Das Exil des Dramatikers und Kommunisten Brecht beginnt am Anhalter Bahnhof und führt ihn über Dänemark in die USA. Als Rückkehrer nach Deutschland gehörte Brecht in der DDR zu denen, die wegen ihres Exils im Westen nichts zu befürchten hatten. Schließlich war er in den USA selbst in den McCarthy-Jahren kommunistischer Umtriebe verdächtigt worden.

Nicht nur das Exil von Bertolt Brecht begann am Anhalter Bahnhof, auch Heinrich Mann, Klaus Mann, Max Reinhardt oder Alfred Döblin drehten sich vor dem Portal ein letztes Mal um und schauten auf Berlin. Heute steht vom 1880 eingeweihten Bahnhofsgelände von Franz Schwechten nur noch die Ruine der Eingangshalle. Wenn Clara Herrmann, die grüne Kulturstadträtin im Szenebezirk Friedrichshain-Kreuzberg, um den freistehenden Portikus herumgeht, blickt sie immer wieder nach oben. So wie auch die Menschen nach oben schauen sollen, wenn sie sich einmal dem Museum nähern. Denn der Entwurf, mit dem Dorte Mandrup den Architekturwettbewerb im August gewann, ist nicht nur massiv, er überragt auch den Portikus, was nicht jeder im rebellischen Kreuzberg gut findet.

Clara Herrmann steht dagegen zu Dorte Mandrups Entwurf, der die Ruine des Portals nicht um oder einbaut, sondern sie als Solitär stehen lässt. „Das war auch dem Denkmalschutz wichtig“, betont sie. Vor allem aber hat sie die Idee überzeugt, das Bauwerk auf einige wenige Stützen zu stellen, ansonsten schlägt der Baukörper einen Bogen über den Boden. „Der Entwurf ist wie eine Brücke von der Vergangenheit in die Gegenwart“, sagt die 35-jährige, die in der Jury des Wettbewerbs mitentschieden hatte. Andere loben die Architektur als schwebend, so schwebend wie der Zustand des Lebens in der Fremde oder auf der Flucht.

Eine Brücke in die Gegenwart, das ist Clara Herrmann wichtig. „Rund um den Anhalter Bahnhof haben 70 Prozent der Menschen einen Migrationshintergrund“, sagt sie. „Außerdem leben in Friedrichshain-Kreuzberg viele Geflüchtete.“ Exil ist für Clara Herrmann nicht nur ein Thema der Vergangenheit, sondern ein sehr aktuelles. „Nie waren mehr Menschen auf der Flucht als heute.“ Herrmann weiß, dass sie damit bei der Stiftung Exilmuseum, aber auch bei Forschern wie Wolfgang Benz offene Türen einrennt. Natürlich verweise die Geschichte, sagt auch Schirmherrin Herta Müller, „auf die Flüchtlinge, die jetzt zu uns kommen. Umso wichtiger ist es, den Inhalt des Wortes Exil zu begreifen.“ Für Herta Müller bedeutet er: „Das Risiko der Flucht, das verstörte Leben im Exil, Fremdheit, Angst und Heimweh.“

Clara Herrmann muss nun eine Brücke in die Zukunft schlagen und den Bezirk davon überzeugen, dass ein Exilmuseum in der Kubatur des Siegerinnenentwurfs das Richtige ist für diesen Ort, der bisher eher ein trostloses Dasein fristete. Die ersten Schritte sind immerhin erledigt, und das will viel heißen in Berlin. Das Bezirksparlament hat das Vorhaben begrüßt, ein vorhabenbezogener Bebauungsplan ist auf dem Weg, der die 5.000 Quadratmeter große Grünfläche umwidmen soll. Derzeit verhandelt der Bezirk, dem das Grundstück gehört, mit der Stiftung über einen Erbpachtvertrag. Einig ist man sich auch, dass die Sportvereine, die hinter dem Museumsgrundstück kicken, Umkleideräume im Museum bekommen sollen. „Der Zeitplan ist zwar sportlich“, weiß Herrmann, „aber er ist nicht unrealistisch.“

Dass das grün regierte Friedrichshain-Kreuzberg dem Museum einen roten Teppich ausrollt, hat die Stiftung vor einigem Ärger bewahrt. Denn eigentlich wollte Bernd Schultz das Museum gleich neben der Villa Grisebach im Käthe-Kollwitz-Museum unterbringen, das seinen jahrelangen Standort hätte verlassen müssen. Als diese Pläne publik wurden, kam das nicht gut an. Ein Exilmuseum vertreibt eine Kultureinrichtung, die einer Antifaschistin gewidmet ist.

Der Anhalter Bahnhof dagegen ist nicht nur eine Nummer größer, er ist auch Konsens. Für Clara Herrmann ist er darüber hinaus eine wichtige Ergänzung zum Zentrum gegen Vertreibungen, das in unmittelbarer Nachbarschaft eröffnen soll. Und auch die Bahnhofsrunde selbst wird eine neue Rolle spielen. Das Exilmuseum wird auch die Geschichte des Bahnhofs erzählen, in einem eigenen Raum, zu dem der Zutritt kostenfrei ist.

Christoph Stölzls Enthusiasmus hat sie alle angesteckt, wenn er Sätze wie diese sagt: „Die Autoren wie Thomas Mann oder Lion Feuchtwanger kennt man, aber schon die Unternehmer oder die Künstler der Unterhaltungskultur sind meistens vergessen. Je mehr man den Deckel lüftet, desto riesiger wird das versunkene Atlantis.“ Er sagt dann auch: „Das Thema Exil ist gut erforscht. Wir haben kein Forschungsproblem, sondern ein Vermittlungsproblem.“

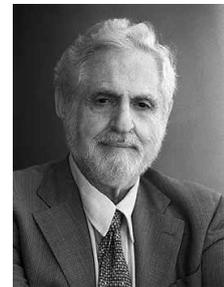
Zu diesem Vermittlungsproblem gehört auch die Frage, mit welchen Mitteln die Geschichten derer, die für das Schicksal von einer halben Million Exilantinnen und Exilanten stehen, erzählt werden sollen. Von vielen, wie etwa der Kinderärztin Hertha Nathorff, gibt es nur Tagebücher. Schriftliche Zeugnisse aber sind wenig, wenn man, so wie Stölzl, eine sinnliche Ausstellung entwickeln will – erst recht, wenn es kaum noch Zeitzeugen gibt.

Die Stiftung Exilmuseum hat auf das Problem reagiert und ein Team von Leuten damit beauftragt, eine riesige Datenbank zu füttern. Sie wird gewissermaßen der Maschinenraum des Museums sein, das archivierte Gedächtnis in Wort und Bild und Ton. „Wir versuchen zum Beispiel auch Filmausschnitte aus Hollywood zu bekommen“, sagt Stölzl.

Und lässt sich, wenn man all die Lebensläufe vor Augen hat, etwas herausdestillieren für den Erfolg und den Misserfolg des Ankommens heute? Ja, sagt Stölzl und spricht lächelnd von einer „Grammatik des Ankommens“. Der Erwerb der neuen Sprache und echtes Interesse für die Kultur der neuen Heimat gehört für ihn dazu, aber auch die Bereitschaft der Aufnahmegesellschaft, etwa Berufsabschlüsse anzuerkennen. „Man muss ein Hybrid sein, der Bürger eines neuen Landes wird und zugleich seine Wurzeln nicht vergisst. Diese Hybridexistenzen positiv zu sehen, von beiden Seiten, das ist entscheidend für den Erfolg des Ankommens.“



Hedy Lamarr
Berühmt wurde die 1914 geborene Hedwig Eva Maria Kiesler als Hedy Lamarr. Vor ihrer Emigration spielte die Schauspielerin 1933 in „Ekstase“ erstmals einen weiblichen Orgasmus. In den USA galt sie als Hollywood-Schönheit. Aber Lamarr war auch Erfinderin, 1942 entwickelte sie eine Funksteuerung für Torpedos, die heute als Vorreiter für WLAN und Bluetooth gilt. Lamarr starb 2000 in Florida. Vor kurzem erbt Arte sie mit dem Film „Geniale Göttin“. Foto: picture alliance



Carl Djerassi
1939 floh der erst 16-jährige Carl Djerassi aus Österreich in die USA. Dort machte er eine Karriere als Chemiker, arbeitete als Schriftsteller und sammelte Kunst. Bekannt wurde Djerassi als der Erfinder der Antibabypille. Den Begriff selbst lehnte er aber ab, weil die Pille nicht gegen Babys sei, sondern für die Selbstbestimmung der Frauen. Er starb 2015 in San Francisco. Foto: picture alliance



David Grünbaum
Der Architekt wurde 1903 in Wien geboren. Als Kabarettist und Sozialdemokrat war er ein engagierter Nazi-Gegner. 1938 wurde sein Architekturbüro enteignet, Grünbaum emigrierte nach New York. Schlagzeilen machte er mit dem Bau der ersten Shopping Mall der USA in Detroit. In Wien baute er später die erste Fußgängerzone. Foto: picture alliance

taz am wochenende

Das Mark(t)versagen

Als soziales Netzwerk sollte Facebook die Welt näher zusammen bringen. Stattdessen treibt Mark Zuckerbergs Plattform Menschen auseinander – und stärkt Populisten wie Trump oder die AfD. Wie gefährlich ist das?

Morgen am Kiosk oder in Ihrem Briefkasten.

taz.de/we

